

(Un)Kultur des Ausstellens im architektonischen Lehrbetrieb¹

Anita Aigner

Sein heißt wahrgenommen werden (esse est percipi) sagt der Bischof und Philosoph George Berkeley. Er sagt nicht wahrgenommen als etwas, als gute oder schlechte Arbeit, als gute Architektin, als begabter Schüler, als engagierter Lehrer oder verdiente Wissenschaftlerin. Es geht nur um das Wahrgenommenwerden als solches. Das heißt, es ist gar nicht so wichtig, was gesagt oder gezeigt wird, wichtig allein ist die Tatsache, bemerkt zu werden. Mag auch Berkelys Formel im philosophischen Kontext auf etwas anderes abzielen, so eignet sie sich doch hervorragend, eine Logik auf den Punkt zu bringen, von der das mediale Feld, aber auch der universitäre Raum zusehends durchdrungen sind. Die in den letzten Jahren um sich greifende Ausstellungswut im architektonischen Lehrbetrieb ist dafür ein schlagendes Beispiel. Auch hier scheint es oft keine Rolle mehr zu spielen, was gezeigt wird und warum, ob das Gezeigte auch angemessen erklärt, vermittelt und verstanden wird. Wichtiger als das ‚was‘ ist oft einfach nur das ‚dass‘. Noch vor der inhaltlichen Konzeption einer (Entwurfs- oder Gestaltungs-)Übung ist oft schon klar, dass aus den studentischen Arbeiten, wie auch immer sie geartet sein werden, *Exponate* werden. Das *öffentliche Zeigen*, *Herausheben* und *Herausstellen* (exponere) scheint sich dabei oft des Sinns von *expositio* – nämlich Darlegung, Auslegung und Erklärung – entledigt zu haben. Ausstellen wird zum Selbstzweck. Oder doch nicht?

Nein, jedenfalls nicht ganz. Es gibt freilich auch Ausstellungsaktivitäten, wo das Ausstellen ein Instrument des eingreifenden Handelns und zivilgesellschaftlichen Involvierens ist. Und außerdem sollte nicht vergessen werden: Aktivitäten, die ihren Wert in sich selber haben und nicht als Mittel zur Verfolgung eines anderen Zweckes dienen, sind nicht per se verwerflich. Wie für einen guten Wissenschaftler wissenschaftliche Erkenntnis Selbstzweck ist, ist auch für die Kunst (mit *L'art pour l'art*) die Ablehnung von außerhalb der Aktivität selbst liegenden Zielen und Motiven konstitutiv. Halten wir also fest: Nicht alles muss verzweckt werden, auch Ausstellungen nicht. Dennoch macht sich da, wo das Ausstellen im Raum der Lehre als Selbstzweck erscheint, gegenwärtig Unbehagen breit. Das

¹ Vorliegender Text ist anlässlich der im Rahmen der archdiploma'13 am 18.10. 2013 im Az W veranstalteten Podiumsdiskussion ‚(Un)Kultur des Ausstellens – Generation Portfolio?‘ entstanden. Wenn auch ungenannt, sind Gedanken und Argumente von Georg Franck, Elke Krasny, Barbara Maschat und Rudolf Scheuven in den Text eingeflossen.

Unbehagen rührt zum einen daher, dass sich die Ausstellungsereignisse derart proliferieren, dass es zu einem rezeptiven Stillstand kommt („Wenn alle ausstellen, geht keiner mehr hin“); zum anderen aber auch daher, dass die Selbstdarstellung, das Wahrgenommenwerden(wollen) als solches immer mehr in den Vordergrund tritt, ja der Gang in die Öffentlichkeit zu einem die Lehre durchdringenden Imperativ geworden ist. Wobei sich das Streben nach Beachtung auf paradoxe Weise auch bescheidet: schon die Aufmerksamkeit für die per E-mail verbreitete Ankündigung einer Ausstellung, das kurze Aufmerken für das Ereignis und den Veranstalter scheint zu genügen.

Mir ist bewusst, dass sich KollegInnen mit einer solch zugespitzten Diagnose in einem ersten Reflex angegriffen fühlen. Weil ich aber davon ausgehe, dass Einsichten in die eigenen Produktionsbedingungen und die Zwänge, denen man dabei unterliegt, eine notwendige Voraussetzung für eine bewusstere Praxis des Ausstellens sind, möchte ich den Versuch einer Analyse unternehmen und die gegenwärtige Ausstellungspraxis der Fakultät für Architektur und Raumplanung der TU Wien einer genaueren Betrachtung unterziehen.

Vom Gang ins Az W – ein symbolisches (Tausch)Geschäft

Wie sehr sich die Kultur des Ausstellens in den letzten zehn, fünfzehn Jahren geändert hat, zeigt allein schon die junge Geschichte der *archdiploma*. Bis in die 1990er Jahre sahen die Lehrenden an der Fakultät weder den Bedarf, studentische Abschlussarbeiten einer gemeinsamen Diskussion und Bewertung zu unterziehen, noch sie einer Öffentlichkeit zu präsentieren. Was recht zögerlich und informell mit einer Postersession der Diplomarbeiten auf dem Gang vor dem Dekanat begann, entwickelte sich über die Jahre zu einer in der Umsetzung immer professionelleren und auch immer mehr Ressourcen in Anspruch nehmenden ‚Leistungsschau‘. War die *archdiploma* die ersten zwei Male (2000, 2001) noch als hausinterne Veranstaltung angelegt – sie fand im Prechtl-Saal, im Eingangsbereich des TU-Hauptgebäudes statt –, erfolgte im Jahr 2003 der Schritt nach draußen: zunächst in den in unmittelbarer TU-Nähe gelegenen project space der Kunsthalle (2003, 2005, 2007, 2009, 2011), jüngst ins Architekturzentrum (Az W) des Wiener MuseumsQuartiers.

Um diesen Gang in die Tempel des geschäftsmäßig organisierten Kulturbetriebs zu verstehen, ist den hier wirksam werdenden Gesetzen symbolischer Ökonomie nachzugehen. Es geht nämlich nicht einfach nur darum, wie manche Ausstellungsmacher glauben (machen wollen), „Orte der Kommunikation“ und „Brennpunkte des städtischen Lebens“ aufzusuchen, um „die ausgestellten Arbeiten einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich (zu) machen“. Abgesehen davon, dass zu bezweifeln ist, ob mit dem Schritt nach draußen wirklich eine

Verbreitung der Rezipienten erfolgt – auch eine Ausstellung im stark frequentierten Eingangsbereich eines Hauses mit acht Fakultäten, in dem über 27.000 Studierende und rund 3.300 WissenschaftlerInnen tätig sind, lässt ein Spektrum von BesucherInnen erwarten –, und die fakultätsinterne Austausch-, Kommunikations- Qualitätssicherungsfunktion bei einer hausinternen Ausstellung eher gegeben sein dürfte (Lehrende wie Studierende sind eher geneigt, spontan einen Abstecher in eine Ausstellung beim Betreten oder Verlassen ihres Lern- und Arbeitsplatzes zu machen), hängt auch die Qualität der Debatten nicht unmittelbar vom Ausstellungsort ab. Der Schritt in renommierte Kunst- und Kulturinstitutionen lässt sich also nicht mit herkömmlich vorgebrachten Sachargumenten erklären. Er ist vielmehr vor dem Hintergrund einer Kulturökonomie zu sehen, in der die Reproduktionsinstanzen angehender ProduzentInnen symbolischer Produkte (Architektur, Design) in einem Positionierungskampf, also einem Kampf um Vormachtstellung zu einem PR-Mittel greifen. Oder anders formuliert: universitäre Abschlussarbeiten mit Vorbildfunktion werden (teils für Geld) in den Kontext des organisierten Kulturbetriebs eingespeist, um für die Ausbildungsinstitution und ihre Absolventen symbolischen Gewinn zu erzielen.

Das Auswandern der archdiploma in die Kunsthalle oder das Az W ist also ein symbolisches (Tausch)Geschäft, bei dem die Ausstellungshäuser als symbolische Kreditgeber fungieren. Als Konsekrationsinstanzen im künstlerischen und architektonischen Feld verfügen sie über symbolische Macht und haben an alle, die in ihrem Raum ausgestellt werden, symbolisches Kapital zu vergeben. Im Gegenzug dafür, dass sie der Architekturfakultät symbolisches Kapital verleihen, erhalten die Ausstellungshäuser nicht nur (wie bei der archdiploma im Az W der Fall) eine finanzielle Abgeltung,² die Gegenleistung besteht auch darin, ihnen ein künftiges Publikum zuzuführen. Wesentlich dabei: der für die Fakultät gewonnene Wert ist ein Geschenk der Kulturindustrie und nicht eine Qualität der ausgestellten Produkte selbst.

Vollends erklärt sich der Schritt aus dem Haus in renommierte Institutionen aber erst vor dem Hintergrund des Konkurrenzfeldes der Wiener Architekturschulen. Nicht zufällig fand die erste ‚externe‘ archdiploma in der Kunsthalle im Jahr 2003 zu einem Zeitpunkt statt, als die friedliche Koexistenz der drei Architekturschulen (der TU Wien, der Universität für Angewandte Kunst und der Akademie der Bildenden Künste) empfindlich gestört war. Die ministeriell verordnete Evaluierung aller Architekturausbildungsstätten durch ein

² Angesichts der von der Ausstellungsinstitution selbst als prekär eingestuften finanziellen Lage (über Jahre keine Budgeterhöhung oder auch nur Inflationsanpassung) sieht sich die Leitung des AzW zur Vermietung seiner Räume veranlasst und verlangt als öffentliche Institution von einer anderen öffentlichen Institution Miete.

international besetztes Gremium unter der Leitung des Londoner Architekten und Architekturprofessors Peter Cook hatte die Schulen unter Legitimierungs- und Selbstdarstellungsdruck gebracht und die Architekturfakultät der TU Wien zu einem Vorpreschen in das wertausstattende Kraftfeld der Kunst bewogen. Wobei der Schritt der TU Wien in die Kunsthalle auch als ein Nachziehen zu sehen ist, als eine Reaktion auf die unter dem sprechenden Titel *Moving out* bereits 2001 stattfindende Diplomausstellung der Universität für Angewandte Kunst, die ausgewählte Abschlussarbeiten der letzten drei Jahre äußerst prominent im mumok (Museum Moderner Kunst Stiftung Ludwig Wien) platzierte.³

Halten wir also fest: Der Schritt an angesehene und zugleich auch Ansehen verleihende Kulturinstitutionen ist vor allem Selbstdarstellungspolitik, ein strategischer Schachzug bei der Positionierung in einem Konkurrenzfeld. Dabei geht es weniger um das Wahrgenommenwerden der Abschlussarbeiten selbst als vielmehr um die öffentliche Wahrnehmung der Institution *mithilfe* studentischer Produkte.

Welche Kompetenzen wichtig werden

Der Schritt nach draußen geht für die Ausstellungsmacher des architektonischen Lehrbetriebs mit gesteigerten Anforderungen und Ansprüchen einher. Nicht nur, dass die Ausstellungsgestaltung, also die Ausstellung als ästhetisches Ereignis dem professionellen Ausstellungsumfeld standhalten muss, ebenso muss sich das Herstellen öffentlicher Beachtung an den Normen kulturindustrieller Ausstellungsproduktion orientieren. Weil der Adressatenkreis nun einen größeren ist, die Teilöffentlichkeit der Fakultät durch eine breitere Fach- und architekturaffine Kulturöffentlichkeit ersetzt wird, kommt der ‚Kommunikation nach außen‘ mehr Bedeutung zu. Das heißt, dass Öffentlichkeitsarbeit, die Kompetenzen im Umgang mit Massenmedien immer wichtiger werden.

Ausstellen unter kulturindustriellen Produktionsnormen zieht jedenfalls eine ganze Reihe von Tätigkeiten nach sich, die jenseits einer inhaltlichen Auseinandersetzung mit den Exponaten oder dem behandelten Thema liegen. Im Fall der archdiploma, die von 2003 bis 2011 mit Unterstützung eines PR- und Eventmanagementbüros und 2013 mithilfe des TU-internen Büros für Öffentlichkeitsarbeit durchgeführt worden ist, heißt das: neben klassischer

³ Fortan unter dem Titel *The Essence* weitergeführt, begab sich die Angewandte (nachdem einige Jahre an weniger prominenten, der Institution angeschlossenen Exposituren ausgestellt worden war) mit ihrer Jahresausstellung ab 2010 neuerlich in Kunstinstitutionen: das Künstlerhaus (2010, 2012, 2013) und das der Schule angeschlossene Museum für Angewandte Kunst/MAK (2011). Einzig die Akademie der Bildenden Künste blieb ihrer Tradition des Rundgangs durch die einzelnen Klassen treu und verblieb innerhalb des Hauses – nicht allerdings ohne darauf zu verzichten, die jährliche Präsentation der Arbeiten zu einer öffentlichen Ausstellung zu erklären und wie die anderen Schulen Medienarbeit zu betreiben.

Pressearbeit und der Gestaltung eines umfangreichen Ausstellungskatalogs (der eine Dokumentation der ausgestellten Diplomarbeiten, Mission Statements und eine Selbstdarstellung der einzelnen Institute und Abteilungen umfasst), stehen auch das Erstellen einer eigenen Homepage und, seit neuestem, der Einsatz von Social Media auf dem Programm. Die Ausstellungsarbeit, die von MitarbeiterInnen der Fakultät im Sinne von Community Support geleistet wird, umfasst weiters das Werben von Sponsoren, die in Form von Geld-, Sach- oder Dienstleistungen die Veranstaltung unterstützen sollen, aber auch die Organisation von sogenannten Medienpartnerschaften, die eine Ankündigung und Berichterstattung des Ereignisses garantieren sollen.

Da das Herstellen und Organisieren des Zugangs zur Öffentlichkeit immer aufwendiger und arbeitsteiliger wird, müssen für Selbstdarstellung – trotz angespannter budgetärer Situation – immer mehr Ressourcen (Arbeitskraft und finanzielle Mittel) aufgebracht werden. Es findet auf Fakultätsebene wie auch auf untergeordneter Abteilungs- und übergeordneter Ebene der universitären zentralen Verwaltung eine Umschichtung bzw. Verschiebung von Ressourcen hin zur betriebsmäßig-kulturindustriellen Organisation von öffentlicher Beachtung statt.

Ausstellen – ein Feldeffekt

Diese Entwicklung kann (positiv) als Professionalisierung oder (negativ) als Zeichen der neoliberalen Umstrukturierung der Bildungsinstitutionen (New Public Management) beschrieben werden – ist damit allerdings nur unzureichend erfasst. Es hieße nämlich zu übersehen, dass die Investition in Selbstdarstellung im Feld der Architektur eine lange Tradition hat, die Praktiken der Dokumentation und Inszenierung architektonischer Produkte nicht nur zu einem Standard der Selbstvermarktung der ProduzentInnen gehören, sondern auch für die institutionalisierte Architekturvermittlung grundlegend sind. Die ‚Verbetriebswirtschaftlichung‘ der Universitäten mag zwar, insofern sie aktive Imagekonstruktion forciert und zur Norm werden lässt, das Aufblühen von Selbstdarstellungspraktiken begünstigen, doch eigentlich ist die Kultur des Ausstellens im Lehrbetrieb als Feldeffekt, d.h. als eine im universitären Reproduktionsraum wirksam werdende spezifische Eigenschaft des architektonischen Feldes zu sehen.

Existenz in einem Feld kultureller Produktion setzt Wahrgenommenwerden voraus – *esse est percipi* –, und ArchitektInnen, wenn sie mit ihrer Produktion (Entwürfe, Bauten, Stellungnahmen in Form von Texten) beachtet und im Subfeld der legitimen bzw. eingeschränkten Produktion zu einer namhaften Größe aufsteigen wollen, sind (wie

KünstlerInnen und WissenschaftlerInnen) darauf angewiesen, ihre Produkte der (Fach)Öffentlichkeit zu präsentieren. Das geschieht vor allem in Fachjournalen. Aber auch Werkvorträge, Werkdokumentationen in Buchform und Websites gehören zum Standardrepertoire. Zudem bieten Ausstellungen in einschlägigen Galerien und Museen den ArchitektInnen die Möglichkeit, mit ihren ‚Werken‘ in Erscheinung zu treten. Anders als bei den Formaten der Selbstautorisierung ist bei Ausstellungen in spezialisierten Institutionen den ProduzentInnen die Kontrolle weitgehend entzogen, zumal hier (wie bei der archdiploma, wo die Studierenden ebenfalls keinen Einfluss auf die Auswahl haben) in der Regel professionelle KuratorInnen und InterpretInnen des Feldes die Auswahl des Gezeigten bestimmen. Ausstellungsinstitutionen übernehmen daher, mögen sie sich auch selbst (wie etwa das Az W) als Informations-, Austausch- und Forschungszentren verstehen, eine Konsekrations- und auch Qualitätssicherungsfunktion, mit der sie zur (relativen) Autonomie des Feldes beitragen. Architekturausstellungen sind aber nicht nur ein machtvoll Instrument, das zur Herausbildung und Verfestigung des architekturgeschichtlichen Kanons beiträgt (man denke etwa an Philip Johnsons zusammen mit Henry-Russell Hitchcock und Mark Wigley kuratierte Ausstellungen im MoMA), sie sind auch ein Mittel der Vertiefung von feldinternen Diskussionen, ein Instrument, das zwischen dem Universum der Architektur und der Öffentlichkeit vermittelt.

Es ist wohl kein Zufall, dass das Auftauchen von auf Architektur spezialisierter Ausstellungsinstitutionen – es handelt sich hier um ein historisch junges Phänomen (das Architekturzentrum Wien etwa existiert seit 1993)⁴ – mit der Zunahme von Ausstellungsaktivitäten in der Architekturlehre zusammenfällt. Wenn auch in Wien – im Gegensatz etwa zu München, wo der Gründungsdirektor des Architekturmuseums zugleich als Professor für Architekturgeschichte und kuratorische Praxis (!) an der Architekturfakultät der Technischen Universität fungierte – nie enge Verflechtungen zwischen der Lehr- und zentralen Ausstellungsinstitution bestanden haben und nur gelegentlich einzelne Produkte und Produktionen aus dem akademischen Raum im einschlägigen Ausstellungsfeld Eingang gefunden haben, so hat der institutionalisierte Architekturausstellungsbetrieb doch auf den Raum der Lehre normalisierend eingewirkt. Dahingehend, dass das öffentliche Zeigen, Herausstellen und Besprechen architektonischer Produkte und ihrer ProduzentInnen zu einer

⁴ Zum Vergleich: die Architekturgalerie Aedes in Berlin wurde 1980, das Deutsche Architekturmuseum in Frankfurt/DAM 1984 gegründet; das Architekturmuseum der TU München besitzt seit 2002 eigene Räume in der Pinakothek der Moderne; das seit 1993 in einem repräsentativen Gebäude im Museumspark von Rotterdam untergebrachte Niederländische Architekturinstitut (NAi) sieht sich selbst als Teil einer auf Partner aus der Wirtschaft angewiesenen ‚culture industry‘ – vgl.: http://en.nai.nl/about_the_nai/what_is_the_nai

allgemein anerkannten, selbstverständlichen und per se positiv bewerteten Praxis geworden ist. Wobei die Gründung von Architekturzentren und -museen und das Eindringen des kulturindustriellen Modells ins universitäre Feld vor dem Hintergrund jenes in den Sozial- und Kulturwissenschaften als „Kulturökonomie“ oder „symbolische Ökonomie“ (Urry, Zukin) deklarierten gesellschaftlichen Wandels zu sehen ist, der Kultur zum Imperativ der Ökonomie und Stadtplanung werden ließ.

Architektur im universitären Kontext

Dass die im Raum der Lehre Platz greifende Kultur des Ausstellens ein Spezifikum des architektonischen Feldes ist, lässt sich nicht zuletzt damit belegen, dass es an den anderen Fakultäten der TU Wien (von der Informatik über die Elektrotechnik, den Maschinenbau, die Physik und Chemie bis zur Mathematik) keine vergleichbaren Ausstellungsaktivitäten gibt, und auch die (seit 2001) im biennalen Modus stattfindende Diplomausstellung, um es in Marketingsprache zu formulieren, ein Alleinstellungsmerkmal der Architekturfakultät darstellt. Ein Merkmal, das durchaus im Zusammenhang mit dem feldspezifisch stark ausgeprägten Hang zur Selbstdarstellung zu sehen ist – bemerkbar allein schon bei einem kleinen Spaziergang durch die Universitätsgebäude: Findet überall sonst nüchterne Informationsvermittlung in normierten, teils antiquierten Schaukästen statt, nutzen die Institute und Abteilungen der Architekturfakultät den Gangbereich als Bühne der Individualisierung und als Visitenkarte (Corporate Design). Es sind besonders die Entwurfslehrstühle, die alles daran legen, über raumgestalterische Maßnahmen, anspruchsvolle Grafik und Schauwandgestaltung unverwechselbar und identifizierbar zu sein. Nur an der Architekturfakultät manifestiert sich ein derartiger Wille zur Gestaltung, ist die Konstruktion einer (letztlich auf Distinktion der Abteilungen hinauslaufenden) visuellen Identität so bedeutsam.

Als einzig ‚künstlerische‘ und zugleich ‚unwissenschaftlichste‘ aller Fakultäten nimmt die Architekturfakultät universitätsintern – anders als an den Kunsthochschulen, wo die Architektur im Verband und symbolischen Raum der Künste aufgehoben ist – eine Rand- bzw. Sonderstellung ein. Eine Außenseiterposition, die allerdings vor dem Hintergrund einer allgemeinen auf Kultur als Imagefaktor abstellenden Marketingstrategie – auch die Universitätsleitung setzt sich „die Positionierung der TU Wien als kulturschaffende und kulturinteressierte Institution“⁵ zum Ziel –, eine Aufwertung erfahren kann. Mag auch die Kulturbekennnispolitik (wie üblich und im besten Fall) propagandistisch heiße Luft sein, so

⁵ http://www.tuwien.ac.at/dle/pr/kultur_an_der_tu_wien/

markiert sie doch auch eine Umwertung und Verschiebung: Kultur in Form von Ausstellungsaktivitäten, vor allem wenn sie prominent im Kulturbetrieb platziert und in Fernsehen und Presse Beachtung finden, wird als Gewinn verbucht und als Leistung anerkannt. Die im Universum der Technik und Naturwissenschaft eher ‚exotische‘ Architekturfakultät wird für Institution zu einem Kulturwert liefernden Faktor. Ihr Defizit an Wissenschaftlichkeit und wissenschaftlicher Reputation wird durch einen ‚kulturellen Mehrwert‘ wett gemacht – jenes symbolische Kapital, das sich nicht zuletzt über Ausstellungsaktivitäten verdienen, ja auch messen lässt.

Ausstellen als Effekt der Publikationsdatenbank

Und gemessen werden Ausstellungsaktivitäten tatsächlich – in der Publikationsdatenbank, also jenem seit 2002 an der TU Wien zum Einsatz kommenden digitalen Rationalisierungsinstrument, das die Wissensproduktion der universitären Arbeitskräfte (zwecks Evaluierung und Mittelvergabe) erfassen soll. In der Rubrik „Architektur-spezifische Publikationen“ können von MitarbeiterInnen des wissenschaftlichen Personals neben „Architektur- und Städtebauentwürfen“ auch „Ausstellungsbeteiligungen“ eingetragen werden. Dafür gedacht, auch die Leistung von MitarbeiterInnen mit künstlerisch-gestalterischem Produktionsschwerpunkt anzuerkennen und in einer eigenen (der wissenschaftlich-akademischer Produktion äquivalenten) Kategorie zu erfassen, hat sich das Erhebungssystem an dieser Stelle zu einem wahren Booster von Ausstellungsaktivitäten entwickelt. Allerdings nicht in dem Sinne, dass ‚künstlerische‘ bzw. ‚künstlerisch-architektonische‘ Eigenproduktion⁶ der wissenschaftlichen MitarbeiterInnen zugenommen hätte, nein: es sind vor allem die im Zuge von Lehrveranstaltungen durchgeführten Ausstellungen studentischer Produkte, die explosionsartig zugenommen haben. In der Zwischenzeit gibt es kaum mehr ein Entwerfen oder eine Gestaltungsübung, an deren Ende nicht eine als Ausstellung deklarierte Präsentation studentischer Arbeiten steht. Und die ‚Initiation‘ erfolgt bisweilen erstaunlich früh, wissen doch Studierende von ihrer ersten Ausstellungsbeteiligung in der ersten Woche ihres Studiums zu berichten.⁷

⁶ dass Kulturprodukte, die teils als bezahlte Dienstleistungen in der Privatwirtschaft angeboten bzw. auf Bedarf hervorgebracht werden (z.B. von Fakultätsangehörigen, die neben ihrer Universitätsbeschäftigung ein eigenes Architekturbüros führen), in einer die wissenschaftliche Leistung messenden Publikationsdatenbank erfasst werden, ist ein eigenes delikates Problem, auf das hier nicht näher eingegangen werden kann. Es spiegelt aber die Interessen der Fakultät wieder, die im Streben nach Maximierung des zugewiesenen (eben von der quantifizierten Leistung abhängigen) Budgets bewusst auf eine weite Definition der zu erhebenden Leistungen pocht.

⁷ Im Rahmen einer einführenden Lehrveranstaltung wurden die Workshop-Ergebnisse der Studienanfänger im öffentlichen Raum (Karlsplatz) präsentiert.

Die rasante Zunahme von Ausstellungsaktivitäten im architektonischen Lehrbetrieb der TU Wien lässt sich also nicht bloß als Impuls des zunehmenden und zunehmend spezialisierten Kulturbetriebs erklären, sondern ist maßgeblich ein Effekt der mit der Verwaltungsreform der Universitäten einhergehenden Leistungsmessung. Freilich hat es punktuell auch schon vorher Ausstellungen gegeben – wenn etwa nach Jahren des Unterrichts einem Lehrer eine Zusammenschau bester Arbeiten zur Dokumentation seiner Lehrmethode oder seiner Entwurfshaltung sinnvoll erschien, oder im Rathaus einer Kleinstadt studentische Lösungsvorschläge für die Entwicklung eines Stadtteils vorgestellt wurden –, doch hat erst die in der Publikationsdatenbank⁸ verankerte Erhebung von Ausstellungen zu einem regelrechten Ausstellungsboom geführt. Das Veranstellen von Ausstellungen wurde für die Institute bzw. Abteilungen deshalb so attraktiv, weil es als Leistung im Verteilungsschlüssel für das Budget berücksichtigt wird. Wobei die Logik der Budgetmaximierung mit dem Streben nach Maximierung des symbolischen Profits verbunden ist.

Es zahlt sich aus, eine finale Präsentation von Entwurfsarbeiten als Ausstellungsevent anzulegen und dazu ergänzend einen Katalog zu produzieren. Zählt doch eine Ausstellung mit begleitendem Katalog annähernd gleich viel wie die Herausgabe eines wissenschaftlichen Buches. Die Kataloge, die oft nur Broschüren sind, vorwiegend aus Bildern studentischer Arbeiten bestehen und neben einem Vorwort und Erläuterungen zur Aufgabe kaum mit Text, dafür aber mit einer ISBN-Nummer versehen sind, haben oft zahlreiche Herausgeber (die Angabe von bis zu 14 HerausgeberInnen ist keine Seltenheit). Das hat weniger mit flacher gewordenen Hierarchien im Universitätsbetrieb zu tun, als vielmehr damit, dass ein Eintrag in der Publikationsliste aller angeführten Beteiligten erfolgt. Ja um genau zu sein, ein Ausstellungsereignis sogar zwei Einträge (für Katalog und Ausstellungsbeitrag) abwirft. Da auch die Erfassung der medialen Rezeption einer Ausstellung (vergleichbar der Rezension eines Buches) vorgesehen ist, kann noch zusätzlicher Profit durch die Beachtung von anderen eingeheimst werden. Das Ausstellen im Lehrbetrieb ist also mitnichten Selbstzweck, sind erst einmal die verschleierte Interessen der Lehrenden aufgedeckt. Sie sind es, die von der Erhebung der Ausstellungsaktivitäten profitieren, während die ProduzentInnen der Exponate im System der Leistungsmessung überhaupt keine Rolle spielen.

⁸ die Publikationsdatenbank wurde in gewisser Weise ‚bottom up‘ an der Fakultät für Elektrotechnik und Informationstechnik entwickelt und zum Einsatz gebracht (1999 -2001); erst mit Beschluss der Universitätsleitung (vom 10. April 2002) erfolgte im Juli 2002 die TU-weit Installierung; vgl. zur Genese: <http://publik.tuwien.ac.at/info/manual/Publikationsdatenbank.pdf>

Strukturelle Auswirkungen

Die symbolische Ökonomie, die mit dem Ausstellungswesen in Gang gesetzt und gehalten wird, ist nicht nur selbst (mit)hervorgebracht – Mitglieder der Fakultät haben selbst die Erhebungskategorien ausgehandelt und durchgesetzt –, sie hat auch eine Reihe von strukturellen Effekten auf den Raum der Lehre und Forschung. Die In-Wert-Setzung der öffentlichen Präsentation von Lehrergebnissen als Wissensproduktion hat unter anderem zur Herausbildung eines besonderen Typus von Universitätslehrenden geführt: dem Typus des Ausstellungsmachers, bei dem wissenschaftliche oder künstlerisch-gestalterische (Eigen)Produktion kaum mehr eine Rolle spielen, ja das Organisieren von Ausstellungen an die Stelle der Forschungstätigkeit tritt. Wenn Forschung durch das öffentliche Inszenieren von gestalterischen Produkten aus der Lehre ersetzt wird, ist das nicht nur eine riskante Investitionsstrategie (vor allem für die jüngeren KollegInnen, wenn sie es verabsäumen ihre Ressourcen in wissenschaftliche Arbeit zu investieren, die für den Verbleib an der Universität ausschlaggebend ist); es bedeutet auch, dass symbolisches Kapital über ‚fremde‘, studentische Leistungen erwirtschaftet wird.

Dem Zwang unterworfen, jede Form von Aktivität zu dokumentieren und sichtbar werden zu lassen, werden die Lehrenden am Ende des Semesters zu KuratorInnen, deren Sorge (lat. *curare* – sorgen um, Sorge tragen) oft weniger der inhaltlichen Aufbereitung und der Diskussion des über das Semester behandelten Themas als der öffentlichen Zurschaustellung gilt. Die Ausstellung wird selbst zum Produkt. Zu einem Produkt, das primär den Zweck verfolgt, zu zeigen, dass man produktiv ist. Überall da, wo die öffentliche Inszenierung von Lehre bzw. Lehrergebnissen selbst zu einem Wert wird, zu einer unhinterfragten Selbstverständlichkeit, übernehmen die Lehrenden eine fragwürdige Vorbildfunktion. Das Problem besteht weniger oder nicht nur darin, dass die Studierenden stillschweigend in die Praktiken der Selbstdarstellung und in die Funktionsweise einer Symbolökonomie eingeübt werden, sondern vor allem darin, dass ihnen eine Auseinandersetzung über Sinn und Ziel des Ausstellens vorenthalten wird. Solange es aber kein situatives Nachdenken über diese Praxis gibt, können produktiv(er)e Formen des Ausstellens nicht vorgestellt werden, bleiben auch Perspektiven auf mögliches Gegenverhalten zur hegemonialen Repräsentationspolitik verstellt.

Dieser Reflexionsmangel betrifft besonders die StudienassistentInnen, die das Ausstellen aus organisatorisch-produktionstechnischer Sicht besonders hautnah miterleben. In dem Maße wie die öffentliche Inszenierung von Lehrergebnissen zur Norm geworden ist, hat

sich in den letzten Jahren auch die Funktion und das Arbeitsprofil⁹ der studentischen Hilfskräfte verändert. Sie sind meist nicht mehr direkt in die Lehre eingebunden, sondern nur mehr vermittelt – über die Dokumentation und das Sichtbarmachen derselben, sind also für die Abwicklung von Ausstellungen zuständig, das heißt: neben dem Auf- und Abbau der Exponate, vor allem für die grafische Gestaltung der Plakate und Kataloge, für die Organisation, Ankündigung, Dokumentation und Archivierung des Ausstellungsereignisses – nicht zuletzt auf der (Abteilungs-)Homepage. Wobei die Produktion von im Eigenverlag der Institute erscheinenden Katalogen (die oft erst Monate nach der Ausstellung erscheinen und dann unabhängig von der Ausstellung als Dokumentation der Lehrveranstaltung fungieren) für sie mit dem größten Arbeitsaufwand verknüpft ist: die abzubildenden Exponate sind zu fotografieren, die Fotos bedürfen einer Bildbearbeitung, die Beschriftung und etwaige Kommentare zu den präsentierten Arbeiten erfordern Kommunikation mit deren ProduzentInnen, das Layout eine Absprache mit den verantwortlichen HerausgeberInnen usw.. Was StudienassistentInnen hier lernen, hat also weniger mit Unterrichtspraxis und Lehrinhalten als vielmehr mit Öffentlichkeitsarbeit und Marketing zu tun. Sie erwerben ein Wissen, das hilfreich ist, um eigene oder fremde Produktion visuell ansprechend für die Öffentlichkeit aufzubereiten. Und: sie lernen vor allem, dass Selbstpräsentation und Selbstdokumentation notwendig und selbstverständlich sind; dass es nicht genügt, einfach nur zu produzieren, sondern Produktion – *esse est percipi* – auch sichtbar gemacht werden muss.

Der gegenwärtig um sich greifende Ausstellungsimperativ, der sich nicht nur vom neu installierten System der Leistungsmessung, sondern auch von der Konkurrenzsituation der Institute bzw. Abteilungen her erklärt, hat einen die Lehre transformierenden Effekt. So erzeugt das öffentliche Präsentieren der Arbeiten bei den Studierenden nicht nur erhöhten Leistungsdruck, auch die gestalterische Aufbereitung der Entwürfe (Layout, Modelle) wird immer wichtiger – was in der Regel mit höheren Materialkosten für die Studierenden einhergeht. Um Ausfälle zu vermeiden, werden die Studierenden bisweilen schon zu Beginn einer Lehrveranstaltung dazu angehalten, einen Vertrag zu unterschreiben, mit dem die Fertigstellung des Projektes und die Teilnahme an der Ausstellung am Ende des Semesters zugesichert werden sollen. Was von Seiten der Lehrenden als Mittel zur Motivationssteigerung und zur Erbringung individueller Bestleistungen gesehen wird, ist zugleich ein Disziplinierungs- und (Selbst)Optimierungsprogramm. Der Einzelne soll produktiver werden, soll all seine Kräfte in die Aufgabe hineinvestieren. Wenn es aber, um

⁹ It. Kollektivvertrag haben StudienassistentInnen bei Lehrveranstaltungen, bei wissenschaftlichen oder künstlerischen Arbeiten, bei der Betreuung der Studierenden, bei Verwaltungstätigkeiten sowie bei Evaluierungsmaßnahmen unterstützend mitzuwirken.

Studierende am Ball zu halten und zu echtem Einsatz für die Sache zu bewegen – wie manche Lehrende argumentieren –, das Druckmittel ‚Ausstellung‘ braucht, dann käme dies nicht nur einem beschämenden Eingeständnis pädagogischer Unfähigkeit gleich. Es hieße vor allem auch, dass Lehre als Raum der spielerischen und zugleich ernsten, im Modus des „Tun als ob“ durchgeführten Arbeit seine motivierende und auch bestätigend-anerkennde Kraft immer mehr aus einem Gratifikationsmodell des öffentlichen Zeigens und der Zurschaustellung bezieht.

Das Ausstellen gibt es nicht – Versuch einer Unterscheidung

Man könnte nun an diesem Punkt die Analyse mit der Schlussfolgerung beenden, dass die Welt eben aus sozialen Kämpfen besteht und sich letztlich alles um Anerkennung, das Streben nach Maximierung der Aufmerksamkeit dreht. Aber ich denke, es wäre unbefriedigend, Ausstellungen bloß als Instrument der Selbstdarstellung, als Mittel der Akkumulation von symbolischem Kapital und als Druckmittel – noch dazu einzig vor dem Hintergrund der Konkurrenz um Finanzmittel – zu sehen. Es sollte nicht vergessen werden, dass das Ausstellen im universitären Kontext noch andere Funktionen erfüllt.

Bevor wir uns diesen zuwenden, sollte noch kurz auf Unterschiede in der Praxis des Ausstellens eingegangen werden. Denn die als Ausstellungen deklarierten Veranstaltungen können nicht über einen Kamm geschoren werden. ‚Das‘ Ausstellen gibt es nicht. Was es gibt, das sind unterschiedliche Formate des Ausstellens, die je nach Institut und Schwerpunkt der Lehre, im Hinblick auf Ausstellungsort (hausintern oder außerhalb), Umfang und Auswahlverfahren (Best-of-Liste oder Masse), aber auch hinsichtlich des adressierten Publikums und der Investitionsstrategie der Ausstellungsmacher stark differieren. Grob lassen sich drei Modelle des Ausstellens skizzieren – wobei Diplomausstellungen insofern einen Spezialfall darstellen als sie die Produktion der gesamten Fakultät repräsentieren.

Das *elitäre Ausstellungsmodell* geht in der Regel mit Positionierung der Entwurfslehre einer als Lehrperson tätigen Architektenpersönlichkeit einher. Die Professionselite als Austausch- und Adressatenkreis im Visier sind Ausstellungen hier selbst ein elitäres Unterfangen, also hochselektiv, an prestigeträchtigen Orten platziert, von einer Evaluierung durch profilierte ArchitektInnen aus dem internationalen Umfeld, einer gestalterisch anspruchsvollen Ausstellungsarchitektur und Katalogproduktion begleitet. Während das elitäre Modell auf das „Subfeld der limitierten Produktion“ (Bourdieu) und auf Anerkennung innerhalb der Community, also nach ‚innen‘ (das Feld der Architektur) ausgerichtet ist, orientiert sich das *kommunikative Modell* nach ‚außen‘ (die Bürgergesellschaft).

Ausstellungen finden hier nicht in Kunstgalerien oder prominenten Ausstellungshäusern, sondern in Dorfgasthäusern, Gemeinderatssälen, Bezirksämtern oder anderen, mehr oder weniger öffentlichen Kommunikationszonen statt. Ist für das erste Modell (stillschweigend) die Akkumulation und der Austausch von symbolischem Kapital wesentlich, steht beim zweiten Modell, das Sich-Einmischen in die Welt, das Anstoßen gesellschaftsrelevanter Themen im Vordergrund. Wobei die Probleme oft sehr konkret sind und von den Kommunen, der öffentlichen Verwaltung oder der Zivilgesellschaft an die Universität herangetragen werden. Ausstellen ist hier ein Kommunikationsinstrument, das den Austausch von Studierenden und Lehrenden mit BürgerInnen, politisch Verantwortlichen und sonstigen Interessensgruppen forciert. Die von den Studierenden erarbeiteten Vorschläge werden in der Regel vor Ort, im lokalen Kontext zur Diskussion gestellt, also auch der Kritik der (sonst vielfach ungefragt bleibenden) ‚Beplanten‘ ausgesetzt. Zentral ist das Anliegen, auf den lokalen Kontext einzuwirken, einen Diskussionsprozess über künftige Entwicklungen anzuregen. Markieren Ausstellungen für gewöhnlich einen Schluss, stellen also eine Praxis des Beendens und Abschließens dar, werden sie im zivilgesellschaftlich-kommunikativen Modell als Anfang, als Anstoß eines Veränderungsprozesses gesehen.

Interaktion und Austausch mit BürgerInnen sind im dritten, auf reine Schaustellung beschränkten *selbstreferentiellen Ausstellungsmodell* nicht vorgesehen. Die Studierenden sind hier auch nicht angehalten, ihre Arbeiten einem ‚fremden‘ Publikum zu erklären (mag dies auch manchmal, etwa bei Kooperation mit Firmen, vorkommen). Da zumeist auch keine Begutachtung durch FachkollegInnen erfolgt, zeichnet sich dieser Ausstellungstyp durch eine hohe Selbstbezüglichkeit und operationale Geschlossenheit aus. Was sich nicht zuletzt auch darin zeigt, dass das *Schau*-Publikum oft weitgehend auf die ProduzentInnen, die TeilnehmerInnen und BetreuerInnen einer Lehrveranstaltung beschränkt bleibt und die Veranstaltung meist in institutseigenen bzw. universitätsinternen Räumlichkeiten platziert wird. Finden beim elitären Typ Ausstellungsaktivitäten eher unregelmäßig statt, gibt es hier eine Tendenz zur Regelmäßigkeit (meist zu Semesterende) und zum Vorführen von ‚Masse‘. Wo das Ausstellen nur bedingt auf Selektion basiert, routinemäßig betrieben und nicht mit einem Herstellen ‚echter‘ Öffentlichkeit einhergeht, ist das Produkt Ausstellung auch nicht besonders prestigeträchtig.

Zu ergänzen ist, dass die drei unterschiedlichen Kulturen des Ausstellens nicht ganz unabhängig von der fachlichen Ausrichtung der Abteilungen und Institute zu sehen sind. Wenn es auch keine fixe Zuordnung gibt und jedes Ausstellungsmodell grundsätzlich überall im arbeitsteilig strukturierten Raum der Lehre Platz greifen kann, so besteht doch ein

gewisser Zusammenhang zwischen dem Aufgabenbereich und der Art des Ausstellens. Es kommt jedenfalls nicht von ungefähr, dass der kommunikative Ausstellungstyp vor allem in den Fachbereichen Städtebau und Raumplanung zu finden ist, wo die spezifischen Aufgaben ein Nach-draußen-Gehen nahe legen; der selbstreferentielle Ausstellungstyp eher in den künstlerisch und designorientierten Fächern zu finden ist, wo traditionell künstlerisch-autonome Produktion beheimatet ist; und der elitäre Typ eher den Entwurfslehrstühlen zuzuordnen ist, wo herkömmlich die ProduzentInnen legitimer architektonischer Produktion zu finden sind.

Soziale Funktionen von Ausstellungen

Mag es auch Ausstellungen geben, die von den hier grob skizzierten idealisierten Typen abweichen – sie stellen in jedem Fall immer ein soziales Ereignis dar. Ein Ereignis, das sich speziell bei Eröffnung durch Festcharakter auszeichnet. Am Ende des Semesters nochmals Rückschau zu halten, sich im Angesicht von (mehr oder weniger) gelungenen, greif- und schaubaren Ergebnissen nochmals gegenseitig auf die Schulter zu klopfen, ist für Studierende wie Lehrende auch eine Gelegenheit, sich über den mühsamen (Arbeits)Alltag zu erheben. Ausstellungseröffnungen bieten einen entlastenden Rahmen für geselliges Zusammensein, mit einem Glas Wein in der Hand kommt es zwanglos zu Gesprächen. Gespräche, die oft gar nicht so sehr um die Exponate oder das Thema der Ausstellung kreisen, sondern auch Tratsch, also eher zielloses Schwatzen und Erzählen sind. Sofern KollegInnen von anderen Instituten eine Vernissage besuchen (was bei steigender Zahl der Ausstellungsereignisse immer seltener, am ehesten noch bei einer Diplomausstellung der Fall ist), werden unter den Lehrenden Neuigkeiten und Informationen – über Entwicklungen in der Fakultät, KollegInnen, aktuelle Projekte und Aktivitäten – ausgetauscht. Studierende bringen gelegentlich auch Freunde und ihre Eltern mit – nicht selten, um den Financiers zu zeigen, dass im Studium ja doch etwas weiter geht. StudienassistentInnen sorgen für das leibliche Wohl und Stimmung mit (zu fortgeschrittener Stunde immer lauter werdender) Hintergrundmusik, bringen sich als Barkeeper und DJ's ein. Wie alle Feiern fungieren Ausstellungen – obschon sie (auch im kommunikativen Modell) das Ende einer Zusammenarbeit markieren – als „sozialer Kitt“, stärken und fördern den Zusammenhalt.

Ausstellungen haben aber auch Transparenzfunktion. Die Ergebnisse einer Lehrveranstaltung den Fakultätsangehörigen zu präsentieren, heißt immer auch, die an einer Abteilung stattfindende Lehre sichtbar werden zu lassen, sie kritischen Blicken auszusetzen. Nicht nur der Studiendekan, der bei Eröffnungen häufig als Laudator zugegen ist, macht sich

ein Bild, auch die Studierenden und benachbarten Institutsangehörigen. Was auf der einen Seite ein Erweis von Reverenz und zugleich eine Form von sozialer Kontrolle ist (aus Höflichkeit wird selten, und wenn, nur hinter vorgehaltener Hand Kritik geübt), ist für die Studierenden, vor allem die jüngeren, eine Gelegenheit zum Vergleich und zur Abschätzung der Anforderungen von noch ausstehenden Übungen.

Sind Ausstellungen mit einer Preisvergabe oder im Vorfeld mit einem Reviewverfahren verknüpft, findet eine sehr intensive Auseinandersetzung mit den Arbeiten der Studierenden statt. Die Hinzuziehung von JurorInnen aus der internationalen Architektenschaft dient einerseits dazu, der Abteilung bzw. Institution mehr Gewicht zu verleihen und das soziale Netzwerk der einladenden ProfessorInnen zu pflegen und auszubauen (auch hier handelt es sich um ein symbolisches Tauschgeschäft, bei dem das soziale Kapital der ‚fremden‘ Akteure zur Bestätigung des eigenen wird), stellt andererseits aber auch – nicht zuletzt im Vergleich zur bloßen Abgabe, wo ein nach Wochen ausgestelltes Zeugnis das einzige Feedback für die Studierenden bleibt –, einen Fortschritt in der qualitativen Befassung mit studentischen Arbeiten dar.

Dass das Ausstellen von den Beteiligten zumeist als positiv erlebt wird und von hoher Emotionalität (Freude, Begeisterung, Anteilnahme) getragen ist, ist jedoch weniger als Motiv oder Zweck zu sehen, sondern vielmehr als ein Zeichen dafür, dass die Akteure erfolgreich an die sozialen Normen und Wertvorstellungen ihres Umfeldes, die expliziten und latenten Anforderungen des architektonischen (Sub)Feldes angepasst sind. Es mögen aus Sicht der Praxis zahlreiche für das Ausstellen sprechende Gründe angeführt werden – Spaß an der Sache, das Schaffen einer guten Atmosphäre, höhere Motivation, größere Transparenz, Feedback von Peers, die Identifikation mit der Institution, die gemeinschaftsstiftende Wirkung –, doch eigentlich ist damit die wesentliche Funktion des Ausstellens noch immer nicht erfasst. Diese erschließt sich nämlich erst mit Blick auf die Hauptfunktion des pädagogischen Systems, die darin besteht, bei den Neulingen die Besetzung¹⁰ der Institution, den Erwerb der dauerhaften Disposition zur Beteiligung im Feld sicherzustellen.

Neben der Verankerung von feldspezifischem Wissen und Können schließt die pädagogische Arbeit auch jene Sozialisationsarbeit ein, die auf eine Entwicklung der Sensibilität für symbolisches Kapital zielt. Um für die symbolischen Spiele – um Ruhm, Berühmtheit, Ansehen, Ruf – zu sensibilisieren, stützt sich die pädagogische Arbeit auf jenes Motiv, das letztlich allen Besetzungen wesentlich ist: die Suche nach Anerkennung. Als Teil

¹⁰ Besetzung im psychoanalytischen Sinn, als Verknüpfung psychischer Energie mit einem Objekt (hier die gesellschaftliche Institution Architektur).

des universitären Gratifikationssystems stellen Ausstellungen daher eine Form der Bezeugung von Anerkennung dar, mit welcher der Nachwuchs auf seinen künftigen symbolischen Kampf vorbereitet, mit (Spiel)Sinn ausgestattet und in jenen doxischen¹¹ Zustand versetzt werden soll, in dem das vollständige Aufgehen im Spiel (in den vom Feld offerierten Interessen, Aufgaben und Profiten) als selbstverständlich und ehrenhaft erscheint.

Ausblick

Das Ausstellen wird weitergehen. Es wird weiterhin seinen Beitrag zu dem leisten, was mit Berger/Luckmann als „erfolgreiche Sozialisation“ oder aus herrschaftssoziologischer Perspektive als „Unterwerfung unter die bestehende Ordnung“ (Bourdieu) beschrieben werden kann. Wenn es allerdings stimmt, dass gelungene Sozialisation nicht nur aus Anpassung an die objektiven Ordnungsstrukturen besteht, sondern das Individuum auch in die Lage versetzt, das Bestehende reflektierend in Frage zu stellen, darf auch mit einem Überdenken und Nachjustieren der gegenwärtigen Ausstellungskultur gerechnet werden. Dazu einige Anregungen:

Zunächst einmal wären die Studierenden in eine Diskussion darüber zu involvieren, ob überhaupt, und wenn ja, mit welchem Ziel ihre Übungsergebnisse ausgestellt werden sollen. Eine Debatte über Sinn und Ziel des Ausstellens im jeweiligen Lehrkontext böte nicht nur die Möglichkeit, sich von einem Funktionalismus der Aufmerksamkeit zu emanzipieren, der studentische Produkte zu einem Medium symbolischer Profite werden lässt, sie lieferte auch die Gelegenheit, neue Formen des Ausstellens zu entwickeln und zu kultivieren. Formate, die weniger Leistungsschau als vielmehr involvierende Interventionen, Eingriffe in bestehende Zusammenhänge mit Aktivierung und Einbeziehung von externen Akteuren sind; wo Planungsbetroffene vielleicht Teil der Ausstellung oder sogar Ausstellungsmacher sind; wo Ausstellungen nicht nur nach außen gerichtete ‚Schaukästen‘, sondern Instrumente des Wissensaustausches sind. Lehrende wären gefordert, von Anfang an zu überlegen, was es bedeutet, kuratorisch an eine Lehrpraxis heranzugehen; sie hätten aber auch darüber nachzudenken, welche Fertig- und Fähigkeiten die Studierenden beim Ausstellen entwickeln sollen und welche Formen von Rezeption möglich und wünschenswert sind.

Damit eng verknüpft ist die Frage nach Publikum und Öffentlichkeit. Nur weil etwas physisch hin- und herausgestellt wird, ist noch keine Öffentlichkeit hergestellt. Öffentlichkeit entsteht durch Kommunikation von Lehrenden, Studierenden und einem ‚Publikum‘ in

¹¹ Bourdieu versteht unter Doxa jene aus der Übereinstimmung von Habitus (bzw. subjektiver Wirklichkeit) mit den objektiven Strukturen entstehende Erfahrung, bei der die soziale Welt als selbstverständlich und natürlich erscheint.

gegenseitiger Bezugnahme auf ein im Rahmen einer Lehrveranstaltung zum Gegenstand gemachtes Thema bzw. einer Problemstellung und den dazu entwickelten Ideen und Lösungsvorschlägen. Sie entsteht nicht, wenn die diskursive Operation auf Betreuer und Studierende beschränkt bleibt, wenn die Kommunikation nach außen auf die Ankündigung des Ausstellungsereignisses reduziert bleibt und die Rezeption (etwa in der Tages- oder Fachpresse) sich auf den bloßen Hinweis auf das Stattfinden der Veranstaltung beschränkt. Ob wirklich kommuniziert und debattiert, tatsächlich eine „Sphäre der Kommunikation von Inhalten und Stellungnahmen“ (Habermas) geschaffen wird, sollte daher zum Bewertungskriterium von Ausstellungsvorhaben werden.

Um jene eher fruchtlosen Unternehmungen einzudämmen, wo sich eine Schausituation – *esse est percipi* – eher im narzisstischen Spiegelblick erschöpft und die Kommunikation von Inhalten wie der argumentative Dialog nur eine marginale, untergeordnete Rolle spielen, wären auch die Erhebungskriterien der Publikationsdatenbank einer Revision zu unterziehen. Da gerade das Ansteigen des selbstreferentiellen Ausstellungstyps stark von der Leistungsmessung herrührt, wäre die Kategorie der Ausstellungsbeteiligung zu eliminieren, jedenfalls auf das zu beschränken, wofür sie eingerichtet worden ist (die Erhebung künstlerisch-gestalterischer Eigenproduktion als Äquivalent zu wissenschaftlicher Produktion). Eine Reduktion der Ausstellungsaktivitäten hätte nicht nur den positiven Effekt, dass wissenschaftliche MitarbeiterInnen ihre Energien, die bislang in die Dokumentation und Präsentation von Lehrveranstaltungsergebnissen geflossen sind, wieder mehr in die Forschung investieren, es könnten auch finanzielle Ressourcen, die für Selbstdarstellung aufgebracht werden (zumeist ein nicht unerheblicher Teil des Jahresbudgets), für andere Vorhaben (etwa Förderung von Dissertationen, wissenschaftlichen Publikationen etc.) eingesetzt werden.